



Tages Anzeiger
1st November 2008
Circulation: 213,738

Amerikaner in der Schweiz reden über die Schweiz und Amerika

Demokraten und Republikaner in der Schweiz finden, dass Kritik an ihrem Land noch keinen Antiamerikanismus bedeutet. Und sie sind froh über das Ende der Ära Bush.

Von Jean-Martin Büttner

Die Atmosphäre in der strengen Aula der Universität Zürich wirkt unüblich locker. Der American Club of Zurich hat zu einer Wahldebatte geladen, die Organisatoren geben sich aufgeräumt, man kennt sich und begrüsst sich und freut sich auf den Abend und den Apéro danach. Die Podien stehen, die Flagge hängt, der amerikanische Adler sitzt. Es kommt einem vor, als breche demnächst ein Fest aus.

Die Lockerheit täuscht aber. Das wird schnell klar, als sich die Aula einigermaßen gefüllt hat, die Grussbotschaften verklungen sind und die beiden Kontrahenten loslegen: Caitlin Kraft Buchmann von den Democrats abroad in Switzerland und Mark Nedlin von den Republikanern in Zürich. Die Demokratin spricht eloquent und mit Emphase, der Republikaner gibt sich kühl ausser in seinem Vokabular. Sie bekommt oft Applaus, er heftigen. Die amerikanische Flagge zwischen ihnen scheint das Einzige zu sein, das sie verbindet. Und das Land, in dem sie arbeiten und leben, little old Switzerland.

Scharfe Worte von beiden Seiten

Denn die beiden schenken sich nichts. Caitlin Buchmann beklagt in scharfen Worten den Schaden, den die Bush-Regierung in der Welt und zu Hause angerichtet hat. Sie kritisiert den Irak-Krieg der USA, ihre Auslandsschuld und die «sehr dunklen Flecken», welche die Regierung auf der amerikanischen Verfassung hinterlassen habe. Die Demokratin, die an der Internationalen Schule in Genf und für eine britische Menschenrechtsorganisation arbeitet, wirbt mit Passion für Barack Obama. Ihm trauf sie einen Umschwung zu.

Mark Nedlin, ein Banker aus Los Angeles bei der UBS, bleibt zutiefst unbeeindruckt. Er spricht Obama Charakter, Erfahrung und Urteilsvermögen für das Amt des Präsidenten ab. «Wir wissen wenig über ihn», sagt er, «ausser dass er 200 Arbeitstage im Senat verbracht, 94-mal für Steuererhöhungen gestimmt und schon zwei Biografien geschrieben hat.» Obama stehe politisch weit links, habe sich mit fragwürdigen Gestalten herumgetrieben, und sein Wirtschaftsplan werde Amerika in eine Depression führen. Was er über die Schweizer Banken gesagt habe, spreche aus Schweizer Sicht schon gegen ihn. John McCain dagegen habe den richtigen Charakter für dieses Amt; für ihn käme Amerika, «die grösste Nation der Welt», zuerst.

Die Nähe zweier Länder

Wie fühlen sich Amerikaner in der Schweiz, wie erleben sie die europäische Reaktion auf die Aussenpolitik ihrer Regierung, als Kritik oder als Antiamerikanismus? Wie nehmen sie ihre Heimat von Europa aus wahr? Hatten sie es schwerer in den letzten Jahren, in denen die USA auf Unverständnis stiessen, wenn nicht Ablehnung? Nach mehreren Gesprächen mit amerikanischen Demokraten und Republikanern, die hier leben, viele von ihnen in Zürich oder Genf, lässt sich sagen: Sie fühlen sich hier sehr wohl. Fast alle bescheinigen den Schweizern und anderen Europäern, ihre Kritik nicht pauschal gegen die USA zu richten, sondern gegen die Regierung Bush. Deren Politik habe es ihnen im Ausland nicht leicht gemacht. Schon des-

halb hofften sie auf eine Änderung, egal, wer am Dienstag zum Präsidenten gewählt werde.

Da ist zum Beispiel der Finanzfachmann Frederic Shepperd. Er gehört der republikanischen Partei an. An diesem Abend, wenige Tage vor der Wahl, weiss er aber noch nicht, wen er diesmal wählen wird. Er hofft nur, dass sein Land die letzten acht Jahre bald überwindet. Als Bush an die Macht

kam, lebte er in Berlin. «Das war schon hart», sagt er, «man wurde angepöbelt und mit Dreck beworfen.» Jetzt werde sich alles ändern, unabhängig davon, wer Präsident werde. Auch John McCain habe eine andere Haltung als Bush: «Er vertritt die republikanische Partei, wie sie einmal war.»

Shepperd kommt aus einer Gegend in Ohio, die «little Switzerland» genannt wird und in der Namen wie Bichsel, Jaggi,

Guggisberg oder Stocker nicht selten sind, Nachfahren Schweizer Emigranten, die vor fünf Generationen in die USA übersiedelten. Und er hält die Schweiz und die USA für ähnlicher, als viele meinten. Beide seien wirtschaftlich stark und auch eng miteinander vernetzt, «beide haben ein gesundes Misstrauen gegenüber staatlichen Autoritäten, und beide sind Demokratien aus Überzeugung.»

Auch Robert Gebhardt ist Republikaner; er leitet die Schweizer Zweigstelle seiner Partei, lebt seit 45 Jahren hier und arbeitet als Wirtschaftsberater in Lugano. Die beiden Länder verbinde einiges, sagt auch er: die konservative Haltung einer Mittelklassen-Gesellschaft; der Respekt für das Individuum, das breite Spektrum an politischen Ansichten. Was hat sich für ihn, der schon lange im Ausland lebt, in seinem Land am meisten verändert? Vor allem die Medien, sagt Gebhardt, «sie berichten einförmiger und greifen dieselben Themen auf. Die Diskussion ist eingeschränkt, die Meinungsvielfalt ebenfalls.» Er bedaure auch, dass die USA die Privatsphäre ihrer Bürger weniger respektieren. Das sei nach den Anschlägen des 11. September zwar verständlich, aber man müsse solchen Eingriffen widerstehen. Gebhardt unterstützt natürlich John McCain, vor allem wegen dessen Steuerpolitik. Das Wahlergebnisse werde die Realpolitik der USA aber wenig beeinflussen. Zwar dürften die Demokraten den Kongress stärker kontrollieren, «aber beide Kandidaten werden sehr wenig ausrichten können, weil die Wirtschaft so schwach ist. Da sind keine Wunder möglich.»

Obama der Retter?

Caitlin Kraft Buchmann sieht das entschieden anders. Wie so viele amerikanische Demokraten, mit denen man über die Wahlen spricht, hält sie Barack Obama für einen Hoffnungsträger, von dem sie viel erwartet. Die letzten acht Jahre seien für sie als Demokratin eine Qual gewesen, sagt sie. «Als die USA im September 2001 angegriffen wurden, erlebten wir ein grosses Mitgefühl von allen Seiten. Diese Solidarität haben wir vollkommen verspielt.» Von aussen sehe man sein Land anders und manchmal besser. Deshalb falle ihr auch auf, dass viele Amerikaner in ihren Meinungen völlig festgefahren seien.

Das nehme sie in Europa und der Schweiz anders wahr. Die Schweizer seien weit gereist, würden Amerika gut kennen und liebten das Land. Doch die Vorgänge in den USA hätten vielen das Herz gebrochen. «Wenn so etwas zu oft passiert, lässt sich eine Beziehung nicht mehr retten, und das macht mir grosse Sorgen.» Barack Obama sei der Kandidat, der die Beziehungen zum Rest der Welt verbessern könne.

Bringt Obama den Wechsel, garantiert McCain die Sicherheit, oder spielt es keine grosse Rolle, wer zum Präsidenten gewählt wird? Gespräche nach der Debatte machen klar: Demokraten und Republikaner bleiben leidenschaftlich unterschiedlicher Meinung. Nur in einem Punkt sind sich die meisten einig: Amerika ist mehr als seine jetzige Regierung. Und besser.

«Ich habe mich gefühlsmässig für einen Kandidaten entschieden»

Die Amerikanerin Britt de Mille lebt seit zwölf Jahren in der Schweiz und ist eine überzeugte Republikanerin. Doch sie erkennt ihre Partei nicht wieder.

Mit Britt de Mille* sprach Jean-Martin Büttner, Tiefencastel



Frau de Mille, wie fühlen Sie sich als Republikanerin in diesen unruhigen Zeiten?

Schlecht, aber nicht erst seit der Finanzmarktkrise, an der viele eine Mitschuld tragen. Ich komme aus einer Familie von überzeugten republikanischen Parteimitgliedern, konnte meine Stimme aber nicht George W. Bush und Dick Cheney geben, beide Male nicht. Stattdessen stimmte ich zum ersten Mal für die Demokraten. Mich überzeugte, wie entschieden sich Al Gore für den Umweltschutz engagierte; in dieser Frage bleiben die Amerikaner weit hinter anderen Ländern zurück.

Wen wählen Sie dieses Mal? Fragen Sie mich am Wahltag, dann sage ich es Ihnen. Ich war lange unentschieden. Ich traue Barack Obama einfallt auch, wie selbstbewusst seine Frau auftritt. Die Frau eines Kandidaten spielt übrigens eine weit grössere Rolle bei den amerikanischen Wahlen, als viele Europäer annehmen. Aber ich weiss nicht, was Obama wirklich denkt und ob er nicht viel radikaler ist, als er jetzt tut. Auch glaube ich nicht, dass Amerika für einen afroamerikanischen Präsidenten bereit ist. Dazu kommt, dass ich Joe Biden nicht ausstehen kann, der für das Vizepräsidentium kandidiert. Auf der anderen Seite habe ich grossen Respekt für John McCain und den Mut, den er im Vietnamkrieg bewiesen hat. Er ist ein guter Amerikaner und wirkt auf mich authentisch. Von Sarah Palin halte ich allerdings gar nichts. Jedenfalls habe ich mich bei der Stimmabgabe gefühlsmässig für einen Kandidaten entschieden – im letzten Moment. In meinem Herzen bin ich ja immer noch eine Republikanerin.

Ein gefühlsmässiger Entscheid in einer solchen Krise?

So ist es. Damit bin ich aber nicht allein. Wissen Sie, wir Amerikaner sind un-

kompliziert und herzlich, aber ziemlich oberflächlich. Solange der Lohn kommt und das Benzin fliesst, solange man im eigenen Haus wohnt und die Kinder sicher sind, spielt die Politik keine besondere Rolle. Hinzu kommt, dass die amerikanischen Bürger sehr schlecht darüber informiert sind, was im Rest der Welt geschieht. Was ich damit sagen will: Es werden viele Wählerinnen und Wähler gefühlsmässig entscheiden.

Wie haben Sie als Amerikanerin in Europa die Debatten über Ihre Heimat erlebt?

Ich kam 1983 nach Europa, zunächst nach Deutschland, wo mein Mann und ich als Therapeuten arbeiteten. Dort traf ich zunächst auf starke Vorurteile gegenüber den USA. Die haben sich dann rasch gelegt. Die allermeisten Europäer reagieren Amerikanern gegenüber aufgeschlossen. 1996 zogen wir dann in die Schweiz, und hier war es genauso.

Also leben Sie seit zwölf Jahren hier. Was gefällt Ihnen an der Schweiz?

Dass die Schweizer unabhängig sein möchten und stolz darauf sind. Es mag nicht ganz einfach sein, ihnen näher zu kommen, dafür gehört man dann wirklich dazu. Ich liebe dieses Land so sehr, dass ich nicht mehr darauf verzichten

könnte. Und wie gesagt: Auch als Amerikanerin fühle ich mich hier lange Zeit willkommen.

Dann kam George W. Bush an die Macht.

Genau, das spürte man sofort. Die Kritik richtete sich gegen Bush und sein Kabinett, gegen seine religiösen Ansichten, die viele zu Recht als verlogen empfanden, und dann natürlich gegen den Irakkrieg. Mein Problem war nicht, dass Schweizer oder Europäer die USA kritisierten; mein Problem war, dass ich mich selber schämte, eine Amerikanerin zu sein. Mich schockierte, wie arrogant und rücksichtslos die Regierung Bush in der Welt auftrat. Und ich bekam Angst beim Gedanken, was sie noch alles anstellen würde. Jetzt kommt Barack Obama daher und verspricht den Wählern und der Welt, dass alles anders werde. Das klingt wunderbar, aber ich zweifle, ob er seine Versprechen wird halten können.

* Britt de Mille, 68, ist promovierte Psychologin, Biochemikerin und Enkelin des berühmten Hollywood-Regisseurs Cecil B. de Mille. Seit zwölf Jahren lebt sie mit ihrem deutschen Mann in der Schweiz, seit drei Jahren im bündnerischen Tiefencastel. Das Paar hat einen Sohn, der in den USA lebt.